



AGNÈS LAUBE
VISUELLE KOMMUNIKATION
BINZSTRASSE 9
CH 8045 ZÜRICH
+41 [0]44 451 41 08
INFO@AGNESLAUBE.CH
WWW.AGNESLAUBE.CH



PIXELUNIVERSUM

© Agnès Laube

Bilder und Texte sind die zentralen Mittel, mit denen wir als visuelle Gestalter täglich arbeiten. Wir bringen sie auf unterschiedliche Weise und in verschiedensten medialen Gefässen zusammen. Ihr Zusammentreffen kann mehr oder weniger komplex, sowie quantitativ und qualitativ sehr unterschiedlich sein. Ihre gegenseitigen Bezugs- und Einflussmöglichkeiten sind unendlich und in jeder Anwendung verschieden. Bild und Text können getrennt erscheinen und räumlich zu einander in Beziehung gesetzt werden oder sie werden auf mehr oder weniger raffinierte Weise ineinander verwoben. Bilder können narrativ, d.h. erzählerisch, angewendet werden, ebenso wie Texte auch bildhaft sind oder zu Bildern arrangiert werden können.

Eine wichtige Frage ist, wer ein Medium plant, wer die Inhalte bestimmt, die Texte schreibt und wie diese in Form gebracht werden bzw. wie sie zu «Form» – Bildern und anderen grafischen Mitteln – in Beziehung stehen. Als Formgeber stossen wir immer wieder auf den Umstand, dass Inhalte höher bewertet werden als Form, dass die beiden Elemente getrennt und in der zeitlichen Abfolge von Aufträgen nacheinander gelagert werden. Dabei geht es nicht darum, diese beiden Ebenen strukturell gleichzustellen (was von den Arbeitsprozessen her gar nicht möglich ist), sondern nur darum, darauf hinzuweisen, dass ihre Wechselwirkung in jedem Medium auf der Ebene der Rezeption gleichzeitig stattfindet und dass es sehr wohl sicht- und spürbar ist, ob sie einzeln und nacheinander oder gemeinsam und aufeinander abgestimmt entwickelt werden.

Oft folgt die Formgebung der inhaltlichen Konzeption oder Inhalte werden in formal vordefinierte Hüllen eingepasst. Inhalt und Form gemeinsam zu entwickeln war und ist nicht die Regel, obwohl viel die Rede von trans- oder interdisziplinären Projekten ist. Das bedeutet, dass die Frage, was die Trennung von Inhalt und Form genau bedeutet, für jeden Gestalter und jede Gestalterin auch heute noch relevant ist. Wollen Gestalter Autoren sein oder Beraterpersönlichkeiten (und sich so einen verlorenen Markt zurückerobern), müssen sie sich damit auseinandersetzen, ob die Trennung von Form und Inhalt natürlich gegeben ist oder ob sie künstlich erzeugt wurde und wenn ja: wann und warum? Eine zentrale Problematik ist dabei die verkürzende Gleichsetzung von Inhalt mit Schriftlichem und die damit einhergehende Abwertung des Visuellen, des Bildes, als dekorative Beigabe zu jenem Medium, dass vorwiegend der Erkenntnis dienen soll.

Es gibt AuftraggeberInnen, die sehr froh sind um konzeptuelles Mitdenken von Gestaltern, andere wiederum trennen die Erarbeitung von Inhalten und Form säuberlich und reagieren teils auch scharf auf Versuche von Formgebern, Ideen einzubringen. Am ausgeprägtesten scheint diese Haltung bei Wissenschaftlern zu sein. Oft ist man als Gestalterin z.B. damit konfrontiert, dass Konzepter zuviel Text auf zu wenig Raum platzieren

wollen. Zu erklären, was ein Bild zeigt, dass es autonom wirkt, etwas anderes kann als ein Text, diesen nicht einfach zu illustrieren hat und was es in Wechselwirkung mit Texten in einer Publikation auszulösen fähig ist, ist oft nicht einfach. Manchmal fehlen dafür die Worte und es kommt einem vor, als spreche man eine Sprache, die von vorwiegend literal-geschulten, d.h. nicht-bildgewohnten (bildgebildeten) Menschen nicht verstanden würde.

Am Anfang war das Bild

Denn: Lange vor jedem Aufschreibeverfahren und vor der Entstehung von Schriften und Alphabeten gibt es Bilder. Die ältesten Höhlenmalereien sind nach neuesten Datierungen bis zu 40'000 Jahre alt. Die ägyptischen Bilderschriften visualisieren den Übergang von Bildern in das, was Schrift ausmacht, sehr schön. Die Hieroglyphen sind zwar noch Bilder, werden aber bereits linear angeordnet. In den Publikationen des Medientheoretikers Vilém Flusser findet man eindrucklich beschrieben und visualisiert, was Verschriftung bedeutet: Die einzelnen Elemente (Symbole) der Bilder werden aus diesen «herausgenommen» und nacheinander auf eine Linie gesetzt. Dieses prozesshafte Wesen der Schrift, das Nacheinanderreihen von Begriffen auf Zeilen – denen wir mit den Augen folgen müssen, wollen wir das Geschriebene verstehen – führt zu einem neuen Bewusstsein. Ein Ereignis folgt dem anderen und die Erscheinungen hängen – anders als im zyklischen Erleben einer vorschriftlichen Gesellschaft – kausal zusammen, können chronologisch eingebettet werden. Die Entwicklung der linearen Schrift führt zum Bewusstsein von vorher/nachher, zu historischem Bewusstsein, zu «Geschichte». Wenn wir heute von einer Bilderzählung sprechen, können wir das, weil Bilder seit der Erfindung von Schrift auch narrative Funktionen erfüllen und sozusagen «texthaft», d.h. sequenziell eingesetzt werden. Dieses Phänomen zeigt sich sowohl in den Bildgeschichten aus der Frühzeit des Buchdrucks, als auch in Bildzyklen der Renaissance bis hin zum moderneren Comic.

Bilder sind eine erste Form des Zurücktretens vom eigentlichen Gegenstand, ein Distanznehmen zur sinnlich wahrgenommenen Welt. Sie sind die erste Phase der Kodierung von Realität in ein Medium. Die Schrift ist eine zweite Möglichkeit, real Erlebtes zu kodieren. Durch sie lassen sich Abbilder beschreiben und erklären: sie transkodiert das bereits visuell Wahrgenommene bzw. Fixierte in abstrakte Zeichen, in Buchstaben. Als neuer und eigenständiger Code ist Schrift zudem in der Lage, verbal Geäußertes in Begriffe zu fassen, unter denen alle ungefähr dasselbe verstehen (sofern sie einer Sprache mächtig sind). Flüchtliges und Nicht-Sichtbares, d.h. Gesprochenes und Gedachtes, kann nun – anders als in der schriftlosen Zeit – festgehalten und späteren Generationen relativ genau weitergegeben werden. Die Erfindung und Verbreitung des Buchdrucks fördert die Reproduktion und einfache Verbreitung dieses «Wissens» und führt zu einem Bildungsschub. «Wissen» verstehe ich als verfestigte und vergesellschaftete persönliche Erfahrung, als Konventionalisierung von Gedanken und Ideen einzelner Personen. Dieses so entstandene «Wissen» wird in Kompendien und Enzyklopädien zusammengefasst und verbreitet. Ein Bildungskanon entsteht, d.h. die musterhafte Aufstellungen von Stoffen, die für die Schule und für bestimmte Fächer als wichtig erachtet werden.

Vor und während der Aufklärung findet eine geistige Entwicklung statt, die vom Bestreben geprägt ist, das Denken mit den Mitteln der Vernunft von althergebrachten, starren und überholten Vorstellungen und religiösem Aberglauben zu befreien und die Akzeptanz für das neu erlangte Wissen zu schaffen. Der Philosoph und Staatsmann Francis Bacon prägte im 16. Jahrhundert den zur Zeit passenden Leitsatz «Wissen ist Macht». Jemand oder eine Gruppe von Personen hat also die Macht oder autorisiert sich dazu, festzulegen, was «relevantes» Wissen ist, für wen es bestimmt ist und wie es verbreitet wird. Wer darüber bestimmt, welche Art von Wissen in welcher Form verbreitet wird, schreibt sich selbst die Definitionsmacht darüber zu, was Wirklichkeit ist und wie andere sie zu sehen haben. Als Folge der Aufklärung setzt sich immer mehr die Überzeugung durch, dass einzig

die Vernunft imstande sei, die Wahrheit ans Licht zu bringen. Der Versuch, mit Verstandeskraft und Rationalität die Welt zu erklären, erlaubt keinen Rückgriff mehr auf das mythische Denken. Bilder stehen für das alte, magische, überholte Zeitalter mit seinen bildhaften Weltauslegungen und Erzählformen. Diese Mythen können zwar – nach der neueren Auffassung – allgemeine Wahrheiten enthalten, finden nun aber ihren Gegensatz im «Logos», der – anders als ein nicht nachprüfbarer Mythos – mit historischen «Fakten» (die es nun gibt, eine Einigung auf eine Sichtweise) in Bezug gesetzt werden kann. Mythos steht fortan für Glauben, Logos für Wissen bzw. Bildung. Die Aufklärung hat zum Ziel, die sich dem rationalen Zugang entziehenden Bilder aus dem Bewusstsein zu tilgen. In verschiedenen Zusammenhängen (v.a. im religiösen und wissenschaftlichen Feld) und Zeiten kommt es zu Fällen von Ikonophobie, einer Bilderangst, die den archaischen oder vielleicht auch nur künstlich konstruierten Konflikt zwischen Mythos und Logos ausdrückt. Auch heute noch leben wir in einer vorwiegend literal geprägten Gesellschaft, was die Bildungssysteme belegen. Je höher die Bildungsstufe, desto mehr werden in den Lehrmitteln Bilder von Texten verdrängt.

Obwohl die Bilder natürlich nie verschwunden sind, sondern im Gegenteil stets in fruchtbarem Dialog mit Texten standen, sprechen seit den 1960er Jahren erste Kulturwissenschaftler von einem «iconic turn», einer Wiederkehr der Bilder oder einer «visuellen Zeitenwende». Seit den 1990er Jahren wird das «Sehen» wieder stärker als eine aktive, selbstbestimmte Tätigkeit beschrieben und im selben Zuge rückt die Bildforschung ins Zentrum der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit. Dies wohl auch aufgrund der fortschreitenden Entwicklung und Perfektionierung der bildgebenden Verfahren in der Forschung. Der Bildtheoretiker Gottfried Boehm, der das Bildforschungsprogramm «eikones» an der Universität Basel leitet, fordert z.B. eine «methodische Schärfung der bildlichen Analysemittel», meint damit aber vor allem die Erarbeitung einer differenzierten «Bildkritik», die Schaffung eines Wissens, das Bilder eben so ernst nimmt, wie wir es in Bezug auf die Sprache gewohnt sind. Man wird den Bildern nicht gerecht, wenn man sie auf den «Prätex» reduziert. Durch diese Art der Versprachlichung – die sogenannte Ikonographie – wird ein Bezug zum Text ausserhalb des Bildes hergestellt (welche Geschichte liegt dem Bild zugrunde? Wer ist wer? Wer tut was?). Bei diesen Versuchen, Bilder – die an sich keine «narrativen» Strukturen haben – zu «lesen» werden bildspezifische Qualitäten oft missachtet. Bilder sind an sich richtungslos, d.h. szenisch und in ihrer Ganzheit autonom. Sämtliche gestalterischen Hochschulen der Schweiz (und wohl auch in Deutschland) stehen vor der Herausforderung, Designforschung zu erfinden und zu betreiben, was zu einem wichtigen Teil «Bildforschung» heisst. Es wird interessant sein, zu beobachten, ob sich Bilder aufgrund ihres teils nicht rationalisierbaren Wesens den klassischen wissenschaftlichen Analysemethoden zu entziehen vermögen und ob die Wissenschaftler und forschenden Designer andere, experimentelle, visuelle oder poetische Mittel zur Bildforschung finden, zur Erforschung der Fragen nach den unersetzbaren Möglichkeiten der Sinnbildung und der Macht, die Bildern ureigen ist.

Aus verschiedenen Gründen scheint es in entscheidenden Positionen immer weniger bildkompetente Menschen zu geben (z.B. visuell wenig geschulte Marketingfachleute). Es ist sicher so, dass unter anderem aufgrund dieser Tatsache noch heute dem Bild seine Funktion als Erkenntnisinstrument abgesprochen wird. Bilder sind mehrdeutig, stehen tendenziell für Subjektivität und Emotionalität. Schrift hingegen wurde und wird als zentrale Erkenntnisform instrumentalisiert. Sie steht tendenziell für Objektivität, Eindeutigkeit und Rationalität. Der Kunstwissenschaftler Rudolf Arnheim spricht zwar schon Ende der 1960er Jahre in seinem Buch «Anschauliches Denken» von der gleichberechtigten Erkenntnisfunktion von Wahrnehmung und Vernunft, von intuitiver und intellektueller Erkenntnis, die sich ergänzen und gegenseitig bedingen würden. Denken ist seiner Auffassung nach ohne sinnlich wahrnehmbare Form, ohne Ausdrucksmittel (das die Schrift ja auch ist) nicht möglich.

Die intuitive Erkenntnis, d.h. die visuelle Wahrnehmung, hat den Vorteil, dass sich alle Gestalten, die Formen und Farben auf einer Fläche als Ganzes begreifen und spontan alle Elemente zueinander in Beziehung setzen lassen. Sehen ist ein komplexer Feldprozess. Wir tasten mit dem Blick sehr schnell und kreuz und quer alle Elemente in verschiedene Richtungen ab und je länger man seinen Blick hin und her schweifen lässt, desto tiefer wird der Bildeindruck. Ein Nachteil ist dabei jedoch, dass der Eindruck durch den Einfluss von Allem auf Alles etwas instabil bleibt. Diese Art von Erkennen liefert keine scharfen Unterschiede, kein einfaches Entweder-Oder; sie ist voller Bereiche, Abschattierungen und Stufungen.

Die Sprache sondert nun einzelne Teile aus dem Wahrnehmungsfeld aus, versieht sie mit einem deutlichen, prägnanten Zeichen, bestimmt sie mittels Begriffen und gibt ihnen eine neue Festigkeit und Umrissenheit. Die Sprache dient der Wahrnehmung als mehr oder weniger kreatives Hilfswerkzeug und ermöglicht vor allem deren Bewahrung und Befestigung. Negativ gesprochen neigt sie jedoch auch dazu, Erkenntnis zu verknöchern. Worte sind visuell zwar beständig, aber auch ihr Sinn wandelt sich fortlaufend. Sie haben je nach Zusammenhang unterschiedliche Bedeutungen für verschiedene Menschen oder anders gesagt: «Auch in einem Satz wird die Welt immer nur probeweise zusammengestellt.»

Digitalisierung der Medien: Verlust oder Chance?

Die Medien scheinen ihre Definitionsmacht generell immer mehr einzubüßen, allen voran das bisherige Leitmedium Schrift, das heißt die Texte in Zeitungen und Büchern. Die Menschen haben – unter anderem als Folge der Digitalisierung – sehr wohl gelernt, zwischen Fakt und Fiktion bzw. zwischen Realität und medialer Vermittlung zu unterscheiden. Vielleicht gewinnt das Bild, dem Subjektivität und Emotionalität zugesprochen wird, deshalb an Terrain zurück, weil heute alle Medien sozusagen «nur noch probeweise» Realität abbilden?

Jedes Medium versucht, das Unmittelbare, das direkt und persönlich Wahrgenommene mittelbar zu machen, es zu ordnen, zu fixieren und an andere zu übertragen. Inhalte ohne Träger sind ohne Halt und können jenseits der direkten Kommunikation nicht vermittelt werden. Träger ohne Inhalte sind leer. Medien sind in diesem Sinne Fixierungs-, Übermittlungs- und Verbreitungsinstrumente für Bild, Schrift und – seit Ende des 19. Jahrhunderts – auch für Töne. Die stehenden Bilder und Texte sowie die bewegten Bild-Text-Ton-Angebote funktionieren über zwei unserer fünf Sinne: das Auge und das Ohr. Nur die beiden von Natur aus bereits am weitest reichenden Sinne sind – mindestens bis heute – medial verlängerbar: die «Fernsinne» Hören und Sehen.

Es gibt Medien, die technisch hergestellt werden, deren Rezeption jedoch direkt, das heißt ohne technische Hilfsmittel, vor sich geht (Wand- und Tafelbilder, Schrift- und Druckmedien, Grafiken und Fotografie). Dann kennen wir Medien, die sowohl technisch hergestellt, als auch mittels eines technischen Gerätes rezipiert werden (Radio, Telefon, Film/TV, Multimedia). Die mechanische Reproduktion läutet ab Mitte des 19. Jahrhunderts das «Bröckeln» des alphabetischen Monopols ein, der Schrift- und Druckmedien. Die technische Ausdifferenzierung von Optik und Akustik durch die Industrialisierung ermöglicht neue Medien wie Fotografie und Film. Die so entstehenden, «Technobilder» – wie Flusser sie nennt – können heute als Übergangsphänomen vom technischen zum elektronischen Zeitalter gesehen werden. In den 1960er Jahren werden sie bereits wieder von der Digitalisierung abgelöst, die seit den 1980er Jahren zur vollen Entfaltung kommt.

Die Nutzung der «alten» Medien Schrift und Bild und die Erfindung und Perfektionierung ihrer Reproduktionsmittel – Buchdruck und Druckraster – hatte massive Auswirkungen auf die Entwicklung der Gesellschaft und das

Bewusstsein der Menschen. Die Diskussion um das Verhältnis zwischen Bild und Schrift und die künstlich erzeugte Hierarchie zwischen Form und Inhalt erhält durch die digitale Technik eine völlig neue, noch wenig durchschaubare Dimension.

Der neue Code ist ein Zahlencode, entspricht weder mythischem noch logischem sondern mathematischem Bewusstsein. Er ist noch abstrakter als Schrift, bezeichnet weder Gegenstände, noch die Bedeutung von Gegenständen, sondern nur noch Quantitäten von etwas. Er ist unsichtbar bzw. als Programm eingelagert in die Erscheinungsformen Schrift, Bild oder Ton. Der binäre Code verortet virtuelle und reale Punkte in einem bestimmten Raster – einer Matrix – und berechnet blitzschnell deren «Wandern» an einen andern Ort. Winzige, an sich nichts bedeutende Einheiten – Pixel – können jede beliebige Form und damit Bedeutung annehmen. Die Wahrnehmung von zu Bild oder Schrift «geronnenen» Pixeln ist zwar gleich wie vorher und diese können auch weiterhin fixiert und analog vermittelt werden. Für ihre digitale Herstellung, Veränderung und Vermittlung ist es jedoch sehr bedeutsam, dass jede Erscheinungsform strukturell in der anderen als Möglichkeit enthalten ist. Jede Form kann sich jeden Moment verändern oder kann verändert werden. Sie kann zerfallen und als etwas anderes, eine Mischform oder sogar ihr Gegenteil erscheinen! Da sowohl die zeitliche als auch die räumliche Fixierung jedes digitalen Mediums sich grundsätzlich auflösen kann, steigt unser Bewusstsein dafür, dass alles medial Wahrnehmbare immer nur befristet erscheint, immer von jemandem für einen bestimmten Zweck erzeugt wird und immer nur eine und niemals die Realität abbildet.

Durch die immer deutlicher zutage tretende Destabilisierung der herkömmlichen Vorstellung von Medium als allumfassendem Horizont, als allgemein verbindlichem oder gar universellem Lebensrahmen, setzt sich das Gefühl des «Probeweisen» immer mehr durch. Medien verlieren ihre Beweiskraft, da sie nicht mehr zu sogenannten Fakten erstarrtes, individuelles Wissen, sondern nur noch persönliche Sichtweisen transportieren können. Sie verlieren ihre Autorität in dem Sinne, dass alles, was sie vermitteln immer die explizite und im besten Fall deklarierte subjektive Perspektive des Herstellers, die Haltung des Autors repräsentiert. Wirklichkeit ist relativ, sie wird immer gestaltet und diese Gestaltung – sei es sprachlich oder visuell – hängt von der Gesinnung des Autors ab. Es wird schwieriger, individuelle Erfahrung zu kanonisieren oder im grösseren Rahmen zu konventionalisieren. Regeln und Maßstäbe gelten immer öfter nur noch situativ, in einem bestimmten Kontext, innerhalb einer bestimmten Geschichte und für eine bestimmte Gruppe, die in diesem Sinne alle Minderheiten sind. Das führt dazu, dass es für Institutionen und Unternehmen immer schwieriger wird, gezielt ein grosses Publikum zu erreichen, um ihm eine bestimmte Sichtweise zu vermitteln oder ein Produkt anzupreisen.

Diese Entwicklung kann pessimistisch stimmen. Der neue Code ist in seinem Wesen atomistisch und kann einerseits als Symbol für eine total fragmentierte Gesellschaft von isolierten und einander entfremdeten Wesen gesehen werden, die immer weniger verbindet. Andererseits kann man die Entwicklung aber auch optimistisch einschätzen, da sie auch bedeutet, dass es schwieriger wird, Menschengruppen zu manipulieren und ihnen eine bestimmte Sichtweise, die Interessen eines Absenders aufzuzwingen. Die Fragmentierung kann auch als positive Rückführung auf das Individuum verstanden werden, auf seine Einzigartigkeit, das heisst als Symbol für die Aufwertung der Wahrnehmung jedes Einzelnen. Wenn die Definitionsmacht darüber, was Realität ist, niemandem zugesprochen und damit nicht fixiert werden kann, dann kann sie auch niemandem abgesprochen werden. Jeder ist frei, im Dialog mit anderen seine Sichtweise zu teilen, andere Sichtweisen anzunehmen, die – ebenso wie die eigenen – nicht richtig oder falsch sind, sondern im besten Fall ein Angebot, den eigenen Horizont zu erweitern. Jeder Mensch wird zu einem Wahr-Gebenden.

Weil das ein hoher und viele Menschen überfordender und beängstigender Anspruch ist (auch wenn eine grosse Sehnsucht dahinter stecken mag), werden die bisherigen Medien, z.B. Zeitungen, ihre orientierende Funktion nicht so bald verlieren. Es wird – nach Meinung von Norbert Bolz, Professor für Medienwissenschaft an der TU Berlin – zu einer Und-Und-Situation kommen: Der unendlich dimensionale und daher räumlich völlig unstrukturierte Cyberspace brauche die alten Medien als Hilfskonstruktionen («stabile Illusionen»), befindet er. Sie würden den Trost der Überschaubarkeit spenden, eine überwältigende Komplexität reduzieren und dadurch das leisten, was Soziologen «Unsicherheitsabsorption» nennen...

Trotzdem: Desorientierung und Entfremdung sind wahrscheinlich nicht die notwendigen Folgen des «digitalen Übels» (wie es heute manchmal gezeichnet wird) und auch die viel diskutierte Verbindlichkeit ist vielleicht gar nicht so sehr gefährdet. In einer zukünftigen Welt von Menschen, die sich als Teil eines riesigen, undurchschaubaren, netzartigen Systems verstehen – einer Art Rhizom (welches das lineare Prinzip mitbeinhaltet!) – entsteht sie mit grosser Sicherheit von allein, fortwährend und muss nicht «gesteuert» werden. Sie ist sozusagen systemimmanent, da es zum Wesen des Menschen gehört, sich auszutauschen, Beziehungen zu knüpfen, sich zu Gruppen oder Netzwerken zusammenzuschliessen, sich, seine Ideen und Produkte anhand von Begegnungen mit andern zu entwickeln. Da jeder autorisiert ist, seine Realität darzustellen und weltweit zu vertreiben, entsteht eine grosse Flut und Vielfalt an Informationen. Oder ist es eher so, dass die Welt – weil die eigentlich schon immer vorhandenen Mengen an Informationen zugänglich und sichtbar werden – einfach wieder das wird, was sie vielleicht schon immer war: geheimnisvoll und nicht durchschaubar, (obwohl wir meinen, alles bis aufs letzte durchleuchtet zu haben)? Wir lernen vielleicht mit der Zeit, sie als eine Art «sich-selbst-organisierendes» System zu akzeptieren, das in permanenter Bewegung ist und wir mit ihm: wir sind alle Planeten unter Planeten. Jeder eine Welt für sich und Teil einer Galaxie. Wir lernen, entsprechend mit der Welt umzugehen, unsere Erwartungen und unser Verhalten an die veränderten Bedingungen anzupassen.

Der digitale Code kann als der abstrakteste, sozusagen unsinnlichste oder kälteste aller bisherigen Codes angesehen werden oder im Gegenteil als integrierender, verbindender und vielfältiger Code. Da er in allem, was wir medial austauschen, enthalten ist und scheinbar Gegensätzliches verbindet, kann er zum Symbol eines neuen, integralen Bewusstseins werden. Künstliche Trennungen wie «Fakt» und «Fiktion», «Form» und «Inhalt», «Vergangenheit» und «Gegenwart», «Rationalität» und «Magie» sowie «Intuition» und «Intellekt» werden ein Stück weit aufgehoben. Dass vieles gleichzeitig möglich ist, entspricht uns Menschen als komplexe und von Natur aus sozusagen multimediale bzw. multisinnliche Wesen, auf verblüffende Weise doch sehr.